Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 143. Bromberg, den 21. Juli 1927.

Bluff.

Kriminal-Roman von H. Heyermans.

(11. Fortsetzung. —— (Nachdruck verboten.)

„Das würde ich auch nicht getan haben. Aber dieser Kriminalbeamte sagte mir gleich, daß der wertvolle Schmuck nun natürlich spurlos im Auslande verschwinden würde, weil die internationale Bande ihre festen Abnehmer hätte — und da spielte ich eben die häßliche Komödie, weil man bei dem anderen doch nichts gefunden hätte . . ."

„Bei welchem anderen?" fragte Jaapje, der nun sehr gespannt war, nähere Einzelheiten zu vernehmen.

„Bei dem blassen kleinen Herrn, der sich auf der Damentoilette Papiersohlen in die Stiefel gelegt und eingestanden hat, daß er mit Chloroform . . ."

Weiter kam die verschleierte Dame nicht, denn Jaapje Eekhorn fiel unter den schmutzigen Tisch auf den noch schmutzigeren Boden — die Zigarette entfiel seinen Fingern — er lachte so laut, daß die losen Planken dröhnten.

„Nehmen Sie mir's nicht übel," sagte er, „das ist ja wirklich zum Totlachen . . . nein, diese Reise werde ich mein Lebtag nicht vergessen . . . Jetzt sitzt also ein armer Kerl, der mit der Sache gar nichts zu schaffen hat, an meiner Stelle . . . Haben Sie Shakespeare gelesen, gnädige Frau? . . . Da ist ja die „Komödie der Irrungen" in schönster Neuauflage . . . Sie schwindeln Fachleuten üblen Schund, eine Börse mit 10 Francs und einem durchlöcherten Cent in die Hände . . . Sie kosten uns an Reisespesen und Hotelrechnungen sehr viel mehr . . . und ein anderer, den die ganze Geschichte nichts angeht, muß es büßen . . . Wie kommen wir aus dem Wirrwarr heraus . . .?"

„Das weiß ich auch nicht," seufzte die Dame hinter ihrem feuchten Schleier. „Hätten Sie mir lieber meine echten Steine gestohlen, dann wäre dies wenigstens nicht geschehen . . ."

„Dem ist leicht abzuhelfen," sagte Jaapje Eekhorn diensteifrig. „Wenn Sie mir die Etuis mit den echten geben, gebe ich Ihnen die falschen, und Sie können dann unter Ihrem Eid aussagen, daß Sie ein Kapital verloren haben, genau so, wie es in den Abendblättern zu lesen ist!"

„Ich besitze die echten nicht mehr," sagte die Dame gar kläglich; „die wurden vor anderhalb Jahren in Brüssel verkauft, weil mein Bruder in Verlegenheit war."

„Eine üble Komplikation," sagte Jaapje Eekhorn, indes er leise vor sich hin pfiff.

„So geben Sie mir doch die unechten zurück," bat die Dame flehentlich, „dann werde ich an die Versicherungsgesellschaft schreiben und ihr mitteilen, daß der Herr aus dem Zuge von Antwerpen mir alles zurückgeschickt hat, und daß ich auf jeden Schadenersatz verzichte."

„Das dürfte kaum gehen," antwortete Jaapje, „denn ich bin natürlich nicht so dumm, den Schund hier aufzubewahren. Und wenn ich ihn aus den Händen gäbe, wäre ich mit Haut und Haaren den Launen einer Frau ausgeliefert. Ich bin im allgemeinen sehr für Frauen, aber in solchen ernsthaften, geschäftlichen Angelegenheiten traue ich ihnen nicht über den Weg."

„Also Sie trauen mir nicht . . ."

„Nicht die Bohne! Eine Dame, die sogar die Versicherungsgesellschaft hereinlegen wollte, wird sich keinen Augenblick genieren, einen armen Teufel in einem Wohnschiff hochzunehmen . . ."

„Aber was wollen Sie denn?" fragte die Verschleierte nervös.

„Ich will nichts," sagte Jaapje. „Ich habe mir nur erlaubt, Sie höflichst um annehmbare Vorschläge zu bitten."

„Ich habe kein Geld bei mir . . . aber wenn Sie mir morgen früh die falschen Steine zurückbringen, können Sie fünfhundert Gulden gleich mitnehmen. Aber mehr keinen Cent. Ich will morgen um zwölf Uhr allein zu Hause sein und werde Ihnen persönlich die Tür öffnen. Sie geben mir die Ringe, das Collier, die Perlenboutons — und ich gebe Ihnen fünfhundert Gulden in bar . . ."

„Ich werde mir die Sache überlegen und Ihnen meine Entscheidung morgen telephonisch mitteilen. Ich muß auch noch mit meinem Kompagnon reden."

„Was bin ich doch für eine unglückliche Frau", sagte die Verschleierte mit einem tiefen Seufzer, während sie sich schon anschickte, zu gehen.

„Das sind Sie allerdings", tröstete Jaapje Eekhorn. „Aber Verzeihung, verehrte Dame, darf ich vorangehen? Man kann nie wissen, ob draußen nicht irgendein Neugieriger steht . . ."

Er löschte die Lampe, ließ die Besucherin in dem verqualmten Hinterzimmer und schloß die Tür. Dann warf er einen lauernden Blick über den verlassenen Kai und lotste endlich die geheimnisvolle Dame, der das Herz bis zum Hals hinauf klopfte und die schon aus Angst vor einem noch komplizierteren Abenteuer nervös mit den Fingern an die kleinen Fenster des Wohnschiffes getrommelt hatte, über die schwankende kleine Leiter in die heimliche Stille des Nicolaas-Witsen-Kais hinaus.

„Morgen vormittag zwischen 11 und 12", sagte er und verbeugte sich tief und mit ausgesuchter Höflichkeit, die einigermaßen im Widerspruch zu dem verwahrlosten Aussehen seines Wohnschiffes stand. Sie grüßte, holte schwer Atem und bog in die erste beste Seitenstraße ein — er stieg wieder in die Kajüte hinab, ohne zu merken, daß die Connie vom Notar einen Herrn, mit dem sie im Hausflur — noch dazu im dunklen! — geflüstert hatte, vorsichtig herausließ. Der Herr schien es plötzlich sehr eilig zu haben; er ging mit hastigen Schritten den gleichen Weg, den die kompromittierte Dame eingeschlagen hatte. Bei einer Laterne eilte er an ihr vorüber, ohne sich umzuschauen; aber an der Haltestelle der Elektrischen stiegen sie im Gedränge zusammen ein — sie war hinter ihrem Schleier unkenntlich — er war ein asthmatischer alter Herr mit einer blauen Brille und einem Schal, den er bis hoch über die Ohren gezogen hatte. Als sie dann raschen Schrittes in ihr am Ende der Sarphatistraße gelegenes Haus getreten war, zündete er sich unter dem Eingang ein Streichholz an, um einen Zigarrenstummel, den er in der Hand hielt, wieder in Brand zu setzen, und suchte darauf nach einem Namensschild. Nichts. Nur eine Hausnummer, kein Name. Leise drückte er auf die elektrische Klingel; einmal, zweimal, dreimal, kurz, dann immer anhaltender. Es wurde nicht geöffnet. Aber Beharrlichkeit führt zum Ziel! Und nachdem er erstaunlich lange gewartet hatte, wurde endlich im ersten Stock ein Fenster geöffnet.

„Wer ist da?" fragte eine nervöse Stimme; sie klang ängstlich und verriet das unruhige Gewissen der Frau, die offenbar allein zu Hause war. „Wer ist da?"

„Wohnt hier Herr van Zetteren?" rief es von unten herauf. „Ich habe einen Brief persönlich abzugeben . . . Wie? . . . Wie? . . . Wie?"

„Nein, das ist parterre . . ."

„Er sollte doch oben wohnen!" ertönte die Stimme unten wieder zwischen zwei Hustenanfällen.

„Nein, hier wohnt Menzel Polack; lassen Sie uns in Ruhe!“ tönte es mißlaunig von oben.

„Bitte nehmen Sie nur die Störung nicht übel“, sagte der alte Herr unten; und während er nun langsam weiterging, faßte ihn beim bloßen Wiederholen dieses Namens ein Schwindel. Er fragte sich allen Ernstes, ob er denn bereits an Gehirnerweichung litte. An der Weesperspoort nahm er sich ein Auto, gab die Adresse seines Hauses auf dem Museumsplatz an, lehnte sich dann ins Polster zurück und rang nach Luft. Da hörte doch wirklich alles auf! Die Witwe Menzel Polack besuchte Jaapje Eekhorn in seinem Wohnschiff, während Jan Tulp von der Bildfläche verschwunden war? Man konnte sich den Kopf zerbrechen, soviel man wollte — eine auch nur irgendwie annehmbare Erklärung ließ sich nicht finden.

„Ich glaube, wahrhaftig“, grübelte Nathan Marius Duporc, „daß die Dame, die doch sicherlich schon über die Vierzig hinaus ist, sich in den Gesandtschaftssekretär Charles Lenormand leidenschaftlich verliebt hat und nun alles anstellt, um diese Bekanntschaft fortzusetzen — oder daß sie gar den Versuch machen will, ihn aus den Händen der Justiz zu befreien . . . In jedem Falle aber ist Jaapje Eekhorn in sein Domizil zurückgekehrt. Ich will ihn jetzt noch ein wenig in Ruhe lassen, bis das kleine Dienstmädchen des Notars telephoniert, daß mein Freund Jan wieder in seinen Taubenschlag zurückgekehrt ist, oder daß die Post Briefe in das Wohnschiff bringt. Ich möchte doch zehn gegen eins wetten, daß wir in allerkürzester Zeit Überraschungen erleben . . .“

Auf dem Museumsplatz, am Gitter vor dem Hause des verstorbenen Bankiers Artur Rondeel, stieg er aus, bezahlte den Chauffeur, klingelte und gab seine Visitenkarte ab. Das ganze Haus war in Trauer. Die Vorhänge waren herabgelassen und nach vorn heraus war kein einziges Fenster erleuchtet.

„Ich brauche erst gar nicht zu melden“, sagte der Diener, während er die Karte mit der einfachen Aufschrift

N. M. Duporc,
Kriminalkommissar

von allen Seiten betrachtete. „Das gnädige Fräulein ist erst heute morgen aus Aerdenhout eingetroffen. Sie empfängt keinen Menschen. Es hat gar keinen Zweck, daß ich erst frage. Schon unter gewöhnlichen Umständen war nicht daran zu denken, daß sie zu so später Stunde noch Besuch annahm. Aber im gegenwärtigen Augenblick, da ihr Vater ermordet ist und ihr Verlobter sich so schofel von ihr zurückzieht, fällt es mir nicht im Traume ein, Ihre Karte . . .“

„Hat Fräulein Klothilde Rondeel sich bereits hingelegt?“ fragte der Kommissar, der im Auto seine weiße Perücke, die Brille und den Halsschal abgenommen hatte. „In diesem Fall wäre es natürlich selbstverständlich, daß ich meinen Besuch bis morgen verschiebe . . .“

„Nein, das gnädige Fräulein ist noch auf; aber sie hat sich in das Arbeitszimmer des verstorbenen Herrn zurückgezogen. Wer oder was auch immer kommen mag — das gnädige Fräulein ist unter keinen Umständen zu sprechen. Sogar der Herr Subdirektor Cochefort, der heute morgen auf der Börse einen Nervenchok bekam, wurde kurz vor sechs Uhr abgewiesen. Die besten Freunde des Hauses wurden nicht vorgelassen. Wenn Sie sich, bitte, überzeugen wollen . . . hier steht eine Schale mit über dreihundert Visitenkarten, aber das gnädige Fräulein hat noch nicht mal einen Blick darauf geworfen . . . Sie hat noch keinen Bissen genossen. Trostlos.“

„Und ihr Verlobter, dieser Herr Jones junior?“ fragte Duporc teilnehmend, „ist der auch nicht . . .?“

„Den hätte ich gern beim Kragen gepackt und mit Wonne die Treppe hinuntergeschmissen!“ sagte der Diener ganz erbost. „Um halb elf stürzt er mit dem Hut auf dem Kopf herauf und erzählt uns und ihr die schreckliche Neuigkeit . . . Ich höre heftige Stimmen — sie weint — er benimmt sich wie ein Rasender — brüllt sie auf englisch an — gerade die einzige Sprache, die ich nicht verstehe. Ich winke dem Chauffeur, der immer bei Tisch serviert, wenn die Herrschaften allein sind, und in allen Sprachen der Welt zu fluchen versteht. Wir wollten nicht etwa horchen, um zu horchen, sondern nur, um uns ins Mittel zu legen, wenn es etwa notwendig werden sollte. Wir hassen ihn alle, den Aufschneider! Da klingelt das gnädige Fräulein — ich stürze herein. „Führen Sie den Herrn hinaus!“ sagte sie, und es wurde ihr schwer zu sprechen, so herunter war sie mit den Nerven, „und was auch weiter geschehen mag — ich bin für den Herrn nicht mehr zu sprechen!“ . . . „Das sagst du, Klothilde, in Gegenwart der Dienerschaft!“ . . . Er wurde kreidebleich, sie gönnte ihm keinen Blick mehr und sagte nur zum zweiten Male: „Haben Sie nicht gehört, Johann? Herr Henry Jones hat mir nach der Mitteilung vom Tode meines Vaters so schändliche Dinge gesagt, daß er hier nicht mehr empfangen wird!“ . . . Er wollte noch etwas einwenden, aber sie schlug die Tür hinter sich zu, und darauf sagte ich: „Wenn ich bitten darf . . .“ und wenn er nun nicht wie ein Rasender davongelaufen wäre, so hätte ich wohl ein wenig nachgeholfen, das können Sie mir glauben . . . Dieses Giftgewürm; in solchem Augenblick; was sagen Sie . . .?“

„Ekelhaft!“, sagte Nathan Marius Duporc, „geradezu ekelhaft! Aber tun Sie mir doch bitte den Gefallen und bringen Sie meine Karte rasch hinauf . . . ich will ein paar Worte darauf schreiben . . . sagt das gnädige Fräulein nein, so ziehe ich mich selbstverständlich zurück.“

„Ich riskiere, daß ich sofort entlassen werde“, sagte der Diener ängstlich, aber die auf die Karte gekritzelten Worte:

„Ich bringe Ihnen nähere Nachrichten über Ihren unglücklichen Vater“

machten doch Eindruck auf ihn.

Der Kriminalkommissar besah sich ruhig die Visitenkarten, die in der geschmackvollen Halle auf dem Mahagonitisch in einer Schale lagen, während der Diener die mit mattrotem Läufer belegte Freitreppe hinaufstieg. In der Tat hatte Rondeels Tochter sich in ihrer verzweifelten Stimmung geweigert, Kondolenzbesuche zu empfangen. Auch hatte sie keinen einzigen Umschlag geöffnet. Die ungeheure Menge von Briefen und Karten, die eingelaufen war, bewies zur Genüge, welcher Beliebtheit der Verstorbene sich erfreut hatte. Und gerade während Duporc aus diesem Stoß von Briefen und Karten seine Schlüsse ziehen wollte, hörte er, wie ein neuer Stoß Postsachen in den draußen angebrachten Briefkasten gesteckt wurde.

„Darf ich bitten, mir zu folgen?“ sagte der Diener. „Das gnädige Fräulein ist bereit, Sie zu empfangen, wenn Sie es kurz machen wollen — sie fühlt sich sehr elend . . .“

Über die Treppe mit dem geschnitzten Geländer, durch einen weißgestrichenen Korridor mit Fresken und Gobelins, durch den sich der schwere Läufer wie ein mattrotes Band hinzog, führte der Diener den Kriminalbeamten in ein Zimmer an der Gartenseite des Hauses. Und noch bevor er angeklopft hatte, wurde die Tür geöffnet, und eine junge Frau erschien im vollen Licht der Deckenlampen des Flurs und sagte, während sie nur mühsam eine Frage zurückhielt, die ihr auf den Lippen lag: „Bitte treten Sie näher, Herr Duporc!“ Aber kaum war die Tür ins Schloß gefallen, kaum hatte sich der Kommissar in dem halbdunklen Zimmer zögernd umgesehen, als sie auch schon sehr dringlich fragte: „Was für Nachricht bringen Sie mir? . . . Ist schon eine Spur entdeckt?“

„Das noch nicht!“ antwortete er, während er ihr mitleidig in das bleiche, junge Gesicht sah. „Der Fluß ist schon den ganzen Tag abgesucht worden — bisher ohne Ergebnis, und wenn ich es wage, Sie noch so spät am Abend zu stören, so geschieht es nur, weil ich mit den Gerichtsbeamten in Roosendaal war und man mir erlaubte, Ihnen das Portefeuille Ihres verstorbenen Herrn Vaters mit den darin enthaltenen Wert- und Familienpapieren auszuhändigen. Heute abend mußte ich eine ganz eigenartige Spur verfolgen, sonst würde ich mich zweifellos meines Auftrages schon viel früher entledigt haben . . .“

Er zog aus seiner Innentasche das Portefeuille mit den goldenen Initialen A. R. hervor, aus dem er einige Briefe zurückbehalten hatte; daneben legte er die aufgefundenen Wertsachen, die er sorgfältig zusammengepackt hatte. Sie wandte sich ab, um ihre Tränen zu verbergen.

Seine Augen gingen dreist im Zimmer umher — um Gefühle pflegte er sich nicht viel zu kümmern, wenn er im Dienst war. Er machte, noch bevor das junge Mädchen sich wieder gefaßt hatte, drei rasche Beobachtungen: er hatte sie beim Schreiben eines Briefes gestört; auf dem Schreibtisch ihres verstorbenen Vaters lag ein ganzer Stoß geöffneter Telegramme (von dieser Art Kondolenzbeweise hatte sie also Notiz genommen); und auf einem kleinen Tischchen stand ein Teeservice mit Brotresten und einer abgenagten Hühnerkeule (sie hatte also doch etwas gegessen).

(Fortsetzung folgt.)

Heiteres von Max Liebermann.

(Zum 80. Geburtstag des Künstlers am 20. Juli 1927.)

Von Kurt Miethke.

Die Fälschung.

Zu Liebermann kam eines Tages ein Mann in die Wohnung, der ein verpacktes Etwas unter dem Arm hielt.

„Ich habe hier ein Bild gekauft und möchte Sie mal fragen, Herr Liebermann, ob Sie das gemalt haben“, sagte der Besucher und zeigte dem Maler eine entsetzlich kitschig gemalte Landschaft mit einem Gemüsefeld. Unten stand der Name Max Liebermann.

Es handelte sich um eine plumpe Fälschung.

Nachdenklich blickte Liebermann das Machwerk an.

Schließlich fragte er: „Sie haben gewiß gehört, daß ich zuweilen Gemüsefelder gemalt habe, hm?"
Der Mann bejahte eifrig.
„Mein Lieber", klopfte ihm der Maler auf die Schulter, „wenn ick ooch schon manchen Weißkrautkopp jemalt habe — so'n Kohl wie das da würde ick nie fertig bringen!"

Das Autogramm.

Ein außerordentlich reicher Handschriftensammler schrieb an Liebermann und bat ihn, ein paar Zeilen für seine Sammlung aufzuschreiben und ihn damit glücklich zu machen.
Der Sammler erhielt folgenden Brief:
„Sehr geehrter Herr! Herr Liebermann hat auf jedes seiner Bilder und auf jede seiner Zeichnungen seinen Namen geschrieben. Bitte bedienen Sie sich. Im übrigen pflegt Herr Liebermann nie Autogramme zu geben. Hochachtungsvoll Ewald Meyer, Sekretär."
Etwas später traf Liebermann denselben Sammler und fragte: „Na, ham sich woll sehr jeärgert über meinen Brief?"
„Gewiß", sagte der andere errötend, „ich habe ihn sofort in den Papierkorb geworfen. Wenn man sich auf ein paar Zeilen aus der Hand Liebermanns freut und dann irgendein Gekritzel von irgendeinem Herrn Meyer erhält, ist das doch schließlich kein Wunder!"
„Schade", sagte Liebermann, „den Brief hatte ick nämlich selber mit der Hand jeschrieben. Ick habe nämlich jar kee'n Sekretär . . ."

Der Schwerhörige.

Empfangsabend bei einem prominenten Politiker der Reichshauptstadt.
Der schwerhörige Geheimrat B. sieht Liebermann, der sich auch unter den Gästen befindet, unaufhörlich an. Dann geht er auf ihn zu und sagt: „Wissen Sie, Sie haben eine verblüffende Ähnlichkeit mit Max Liebermann."
Lachend verbeugt sich der Künstler: „Ich heiße auch Liebermann, ich bin es ja in eigener Person!"
Prustend vor Lachen ruft der Geheimrat: „Wissen Sie, was ich jetzt verstanden habe? Wissen Sie, welchen Namen ich verstanden habe, hahaha!? Liebermann, haha!"

Das expressionistische Bild.

Für die Expressionisten hatte Liebermann nie viel übrig. Eines Tages geht er durch eine Berliner Ausstellung. Vor einem Gemälde drängt sich das Publikum. Liebermann bleibt stehen und betrachtet das Bild.
Unterdessen hört er Ausrufe von behornbrillten Damen und krummrückigen Jünglingen wie „Fabelhafte Linie! Köstliche sonatenhafte Komposition! Geniales Produkt eines kosmischen Hirns!"
Plötzlich bemerkt eine der verzückten Damen Liebermann, wendet sich an ihn und fragt: „Ah, Meister, verzeihen Sie, aber was halten Sie davon?"
Freundlich erwidert Liebermann: „Sehr appetitliches Bild, wirklich."
„Nicht wahr?" wendet sich der ganze Chorus an den greisen Künstler.
„Jawoll," sagt Liebermann, „richtig appetitlich. Wie Kirschkuchen mit Brathering. Morjen, Herrschaften . . ."
Und läßt die verblüffte Gesellschaft sprachlos zurück.

Abweisung.

Eine zweidreiviertel Zentner schwere Frau Raffke kommt zu Liebermann: „Herr Professor, würden Sie mich malen?"
Liebermann besieht sich kritisch den starken Bartanflug, den die ungeheure Dame auf der Oberlippe trägt, dann erwidert er: „Bedauere, gnädige Frau, wenden Sie sich an meinen Kollegen Trübner, der ist auf Majorsbilder eingefuchst."

Der Biß in der Bettstelle.

Skizze von **Walter A. Eichhorn.**

„Sei vorsichtig, mein Sohn, mit der Heirat. Frauen sind unberechenbar. Ein Mann kann in der Ehe nur glücklich werden, wenn die Frau ein richtiges Hausmütterchen ist. Sanft muß sie sein und sich leicht lenken lassen. Dem Manne alles von den Augen ablesen, nicht meutern, keine Szenen machen. Ist sie noch lieb und gütig von Gemüt, dann herrschen Ruhe und Friede im Haus."
Der Sohn fiel hier ein: „Du kennst doch Fräulein Mangold, Vater. Eine liebevolle, ruhige Dame, frauenhaft, weich und zart."
„Prüfe sie erst, mein Sohn! Das kannst du nicht bei Tischgesprächen oder beim Tennisspiel. Unerwartet muß etwas an sie herantreten, wo die gute Erziehung, das angelernte Beherrschen nicht ausreicht und somit versagt. Ist sie dann immer noch sanft und gütig, ruhig und gemütvoll, so ist sie eine ideale Ehegefährtin."
„Sei versichert, Vater, Fräulein Mangold ist ein Engel —"
„Engel sind sie vor der Ehe alle. Sobald sie den Mann fest haben, entpuppen sie sich meist als Teufel. Denke immer daran: Der Arm einer guten, sanften Frau, um den Hals des Mannes geschlungen, ist wie ein Rettungsring vom Himmel geworfen. Ist die Frau aber zänkisch, herrschsüchtig, hart und böse, dann ist ihr Arm ein Mühlstein, der den Mann hinabzieht in die Hölle. Glaube nicht, daß Sokrates den Giftbechere freiwillig genommen, wenn ihm nicht seine Xanthippe daheim die Hölle auf Erden bereitet hätte."
Aufmerksam hörte der Sohn zu. Er mußte seinem Vater recht geben, und er nahm sich vor, Fräulein Mangold aufmerksam zu beobachten. Er erhob sich: „Ich muß jetzt gehen. Es ist höchste Zeit."
Frau Professor Schranden empfing ihn mit drohend erhobenem Zeigefinger: „Etwas spät, Herr Studienrat. Ich hatte beinahe die Hoffnung aufgegeben. Es geht gleich zu Tisch." Waldeck murmelte eine Entschuldigung. „Fräulein Mangold ist Ihre Tischdame", rief ihm Frau Professor Schranden noch zu und eilte davon.
Er trat zu der versammelten Gesellschaft. Viel Zeit zur Begrüßung hatte er nicht, denn schon wurde die Tür zum Speisezimmer geöffnet. Er eilte auf Fräulein Mangold zu und bot ihr den Arm.
Bei Tisch beobachtete Studienrat Waldeck seine Dame kritisch. Wie sie ihn anlächelte mit dem runden, etwas vollen Gesicht. Welch ein weicher Zug um den Mund, dachte er. Das runde Kinn deutet auf einen sanften, gemütvollen Charakter, sagt die Phrenologie. Sie wird nie heftig sein können, nie aufbrausen, nie herrschen wollen. — Doch nun kamen ihm die Worte seines Vaters in Erinnerung: „Vor der Ehe sind sie alle Engel — —".
Die Frau des Hauses stand auf: „Den Mokka trinken wir in dem Wintergarten", sagte sie. Alle erhoben sich, und Waldeck konnte jetzt das aparte Kleid Fräulein Mangolds aufmerksam betrachten. Ein duftiges Chiffonkleid, mit prächtiger, geschmackvoller Stickerei. Er gab seiner Bewunderung hierüber Ausdruck.
„Ich habe es selbst gestickt, wochenlang habe ich daran gearbeitet. Es war eine mühselige Arbeit, und es freut mich, daß es Ihnen gefällt."
Sie suchten sich im Wintergarten ein stilles Plätzchen aus, unter einem großen Farn. Als sie sich setzte, blieb Waldeck vor ihr stehen: „In Ihrem herrlichen Stilkleid mit der prächtigen Stickerei, unter diesem Farn, sehen Sie wie eine indische Rajahtochter aus", rief er bewundernd.
„Setzen Sie sich, Sie Schmeichler", sagte sie kurz.
Waldeck mußte sich sehr beherrschen, um nicht von ihrem Liebreiz in Fesseln geschlagen zu werden. Aber er erinnerte sich der warnenden Worte seines Vaters: „Prüfe sie erst, mein Sohn."
Das Mädchen brachte den Mokka auf einem Tablett. Waldeck wollte die Tasse ergreifen. Da! — Eine ungeschickte Bewegung des Mädchens. Die Kanne fiel um und die schwarzbraune Brühe ergoß sich über das wunderbare Stilkleid. Fräulein Mangold sprang auf, ebenso Waldeck, und er fuhr das erschrockene Mädchen an. Besänftigend legte Fräulein Mangold ihre Hand auf seinen Arm: „Aber Herr Waldeck, das Mädchen konnte wirklich nichts dafür. Es war nicht ihre Schuld. Es war ein unglücklicher Zufall. Sehen Sie doch, wie blaß sie geworden ist." Zu dem Mädchen gewendet, sagte sie: „Es ist gut, gehen Sie."
Studienrat Waldeck konnte nicht fassen, daß Fräulein Mangold so ruhig blieb. Das wundervolle Kleid war verdorben; ebenso die in wochenlanger Arbeit hergestellte Stickerei. Plötzlich kam es wie eine Erleuchtung über ihn: Das war die Feuerprobe. Sie hat sie wunderbar bestanden! So gütig und sanft; entschuldigt sogar die Ungeschicklichkeit des Mädchens! — Ehe er noch weiter denken konnte, hatte er ihre Hand ergriffen und sagte mit bewegter Stimme: „Werden Sie meine Frau, Fräulein Mangold." — —
— — Einige Monate später. — Herr und Frau Studienrat Waldeck waren von der Hochzeitsreise zurückgekehrt und verlebten den ersten Tag im eigenen Heim.
„Lieb! Wollen wir ausgehen und den Kaffee im Rennbahn-Restaurant trinken?" fragte Waldeck seine junge Gattin.
„Ja, Herzblatt. Das ist ein feiner Gedanke. Ich will mich gleich umziehen."
Bald war sie wieder zurück. Welch prachtvolles Kleid hatte sie an, duftig und herrlich gestickt. „Du siehst entzückend aus, mein Lieb", rief er und küßte sie. „Oh! Das Kleid ist dem so ähnlich, das du am Abend bei Professor Schranden trugst, wo ich um deine Hand anhielt und du mich zum glücklichsten aller Menschen machtest."

Eine Falte des Unmutes legte sich tief auf ihre Stirn, und heftig stieß sie hervor: „Erinnere mich nicht daran! Die dumme Gans! Mir das wundervolle Kleid zu verderben. Ich hätte sie ohrfeigen können! Ich hatte eine Wut in mir, eine furchtbare Wut, aber ich habe mich beherrscht. Als ich nach Hause kam, da war es aus, da habe ich — — komm ich will es dir zeigen." Sie zog ihn ins Fremdenzimmer, wo das Bett ihrer Mädchenzeit aufgestellt war. „— — da habe ich mich auf das Bett geworfen, geweint, geschrien, und sieh hier, vor Wut in die Bettstelle gebissen. Die Eindrücke kannst du noch sehen!"

Waldeck war blaß geworden und beugte sich gehorsam über das Bett. Wirklich! Es waren zwei Reihen Zähne in das Holz eingegraben. — Ein kalter Schauer ging über seinen Rücken. . . .

Die Abenteuer einer Goldgräberin.

Die abenteuerlichsten Filme schreibt noch immer das Leben selbst. So wurde in der letzten Sitzung der englischen Kolonialkommission von den Abenteuern, Leiden und dem endlichen Erfolge einer mutigen Frau berichtet, die ganz allein mit ihrem Manne in noch nie betretenes Land zog, um nach Gold zu graben.

Mss. Regina Booth ist eine kleine schmächtige Frau, der man es nicht ansehen kann, daß sie fähig ist, so ungeheure Strapazen zu ertragen. Sie verließ mit ihrem Manne auf einem kleinen wackligen Schiff mit wenig Mann Besatzung England mit der festen Absicht, entweder reich nach Hause zu kommen oder in dem fremden Lande unterzugehen. Schon gleich zu Beginn der abenteuerlichen Reise begann das Unglück die beiden zu verfolgen. Das Schiff erlitt einen Motordefekt und kreuzte hilflos auf dem Weltmeer. Nach viermonatlicher Irrfahrt unter ungeheuren Strapazen und Leiden, da die Lebensmittel anfingen, rar zu werden, konnten sie endlich an Land gelangen, und zwar an der Küste von Salamoa. Nachdem sie sich ausgeruht hatten, begann eine fünfwöchentliche anstrengende und gefährliche Wanderung durch wildes unerforschtes Gebirge. Den beiden hatte sich die Schiffsbesatzung angeschlossen und andere Abenteuerlustige, so daß bald eine kleine Karawane durch die Wildnis streifte, die sich oft gegen die räuberischen Überfälle der Einheimischen wehren mußte. Die kleine tapfere Frau war das einzige weibliche Wesen unter diesen Männern, die aus Abenteurern und Desperados bestanden. Sie verstand es aber, die anständigen Elemente für sich zu gewinnen, so daß niemand wagte, sie anzutasten. Übermenschliche Arbeit leistete sie dadurch, daß sie für die Goldgräberexpedition, die allmählich 100 Mann stark war, allein die Mahlzeiten zubereitete. Die Männer suchten eifrig nach Gold, und an einer aussichtsreichen Stelle mitten in der Wildnis, wohin noch niemals eines Menschen Fuß gelangt war, ließen sie sich nieder. Und hier begann erst noch die eigentliche bravouröse Leistung der tapferen Frau; sie sorgte für die Männer in jeder Beziehung, hielt auf Ordnung und überall war die sorgende Hand der Frau zu spüren. Als das mörderische Klima und die trotz aller Bemühungen mangelhafte Kost anfingen, die Gesundheit der Männer zu erschüttern, wurde sie Krankenpflegerin und sorgte in aufopfernder Weise für die Goldgräber. Es gelang ihr, aus der nächsten Siedlung einen Arzt zu holen, und dank ihrer aufopfernden Pflege starben während der 1½ Jahre, die die Goldgräber in der Wildnis zubrachten, nur zwei Männer. Sie wurde abgöttisch verehrt und selbst die wildesten und verdorbensten Goldgräber sahen zu ihr mit Ehrfurcht auf und gingen für sie durchs Feuer.

Die Arbeiten waren von Erfolg gekrönt, so daß das Ehepaar Booth nach zwei Jahren mit einer Ausbeute von Gold im Werte von 15 000 Pfund nach England zurückkehren konnte. Die Königliche Kolonialkommission hat die tapfere Frau öffentlich beglückwünscht und ihr ein vom König unterzeichnetes Anerkennungsschreiben überreicht.

Bunte Chronik

* **Ein merkwürdiger Hochzeitsbrauch.** Ein merkwürdiger Hochzeitsbrauch hat sich in gewissen Gebieten von Oberösterreich erhalten, und zwar ein Brauch, der stets geübt wird, wenn ein Holzfäller eine Frau heimführt. Zunächst wird es durch die Sitte gefordert, daß kein anderer Tag als der Sonntag zur Trauung gewählt wird. Am Sonnabend vor dieser muß es sich aber der Bräutigam gefallen lassen, daß sich seine Berufskameraden einen nicht gerade sehr angenehmen Scherz mit ihm erlauben. Wenn nämlich an diesem Sonnabend Feierabend gemacht wird, dann lauern sie ihm im Walde auf, umringen ihn, daß an ein Entrinnen nicht zu denken ist, fesseln ihn an den Händen und binden ihm ein Holzkreuz auf dem Rücken fest, das er nun den Weg ins Dorf schleppen muß, bis zur nächsten Schenke. Dort kann er frei werden, doch geschieht dies erst dann, wenn er allen seinen Kameraden einen ordentlichen Schoppen Bier spendiert. Gehört zufälligerweise der Brautführer zu derselben Holzfällergruppe, dann ergeht es ihm auch nicht besser, und er wird in den Scherz hineingezogen. Er wird nun seinerseits „gesabelt", wie man sich ausdrückt, d. h. eine möglichst krumm gewachsene Tanne wird ausgerissen, der Äste entblößt und ihm an die Seite gebunden als ein Schwert.

*

* **Chicago, die Stadt der meisten Mordfälle.** Unter den größten amerikanischen Städten hat Chicago den traurigen Ruhm für sich zu beanspruchen, die Stadt zu sein, in der die meisten Mordfälle vorgekommen sind. Dies ist das Ergebnis der neuesten Statistik der im vergangenen Jahre stattgefundenen Morde und Totschläge. 510 hat dort nämlich ihre Zahl betragen, während diese Zahl in Neuyork nur 340 ausmachte, obgleich diese Stadt an Einwohnerzahl Chicago um fast das Doppelte übertrifft. Im Verhältnis der Einwohnerzahl haben die Mord- und Totschlagsfälle in den 28 führenden Städten im Durchschnitt 9,9 auf 100 000 Einwohner betragen. Wenn man von diesen Relativzahlen (auf die Bevölkerung bezogen) ausgeht, dann wird nun freilich Chicago noch bei weitem übertroffen von Jacksonville in Florida, dort starben nämlich im Jahre 1926 auf je 100 000 der Bevölkerung 75,9 eines gewaltsamen Todes. Als nächste in dieser traurigen Liste folgen Tampa, Birmingham und Memphis. Um zu ergründen, warum es gerade diese Städte sind, die in bezug auf die Sicherheit der Bevölkerung so besonders schlecht bestellt sind, hat man Umfragen bei den örtlichen Behörden veranstaltet, und das Ergebnis war teils die Versicherung, daß es in der betreffenden Stadt schon, wenn auch allmählich, in dieser Beziehung besser gehe im Verhältnis zu den vorangegangenen Jahren, andererseits wurde aber die Notwendigkeit erkannt, eine verschärfte Sorgfalt der Angelegenheit zuzuwenden. — Auch für alle Städte der Union im ganzen betrachtet, bedeuteten die letzten Ziffern im Verhältnis zum vorherigen Jahr immerhin eine geringe Besserung. In den 28 größten Städten war die Relativzahl auf das 100 000 der Bevölkerung 1926, wie schon erwähnt, 9,9 gegenüber 11,0 im Jahre 1925. Für die 118 amerikanischen Großstädte ergaben sich die Ziffern 10,1 für 1926 und 10,5 für 1925. Auch in Chicago, der Stadt der (absolut) häufigsten Mord- und Totschlagsfälle, ist im Verhältnis zur Bevölkerung ein Rückgang zu verzeichnen, nämlich von 18,8 1925 auf 16,7 1926. Es hat übrigens auch eine Anzahl Städte gegeben, die sich von den übrigen rühmlich dadurch unterscheiden, daß in ihnen 1926 überhaupt kein Todesfall durch Mord oder Totschlag vorgekommen ist. Es sind dies: Altona (Pennsylvania), Binghampton (Neuyork), Cedar Rapids (Iowa), Chelsea und Gloucester (Massachusets), Hoboken (New Jersey), Lansing (Michigan), Malden und New Bedford (Massachusets), Newport (Rhode Island), Pasadena (Californien), Salem und Somerville (Massachusets) und Troy (Neuyork).

*

* **Auch ein Rekord.** Ein Held der Feder ist kürzlich in London aus dem Leben geschieden, und zwar der 81jährige Mr. Benjamin Bates Bull, der während einer 65-jährigen Tätigkeit im Bureau des Erzbischofs von Canterbury 100 000 Heiratsurkunden ausgefertigt hat. Er verfügte über eine große Kunstfertigkeit im Schreiben und bediente sich zumeist noch der Gänsefeder, mit der er auch zwanzig Heiratsurkunden für das Königshaus aufgesetzt hat, die letzte vor drei Jahren, nämlich die des Herzogs von York und der Lady Elizabeth Bowes-Lyon.

Lustige Rundschau

* **„Noch . . ."** In einer großen Berliner Zeitung fand man letzthin folgendes Inserat: „Bureaudame, 16 bis 18 Jahre, noch ledig, sofort gesucht!"

*

* **Der Menschenfreund.** „Hilfe! Zu Hilfe! Ich kann nicht schwimmen!" — „Na, da warten Se man 'nen Augenblick, junger Mann, da will ich mal sehen, ob ich nicht irgendwo einen tüchtigen Schwimmlehrer finde."

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.